

richtigen Weg beschritten. Der Leser kann sich intensiv mit dem Material und den aus ihm gezogenen Schlussfolgerungen auseinandersetzen. Zu überlegen wäre, ob nicht künftig in derartigen Fällen eine auf den landfremden Leser zugeschnittene Einführung vorangestellt werden sollte.

D-23556 Lübeck
Neuengammer Straße 3
E-Mail: kempke-kiel@t-online.de

Torsten Kempke

UTA MARIA MEIER, *Die früh- und hochmittelalterliche Siedlung bei Schuby, Kreis Schleswig-Flensburg*, LA 226. Offa-Bücher Band 83. Wachholtz Verlag, Neumünster 2007. € 48,-. ISBN-10: 3-529-01183-5; ISBN-13: 978-3-529-01183-5. 296 Seiten mit 51 Abbildungen, 12 Tabellen, 48 Tafeln und einer Beilage.

Der 1196 erstmals erwähnte Ort Schuby liegt einige Kilometer nördlich des Danewerks unweit von Haithabu und Schleswig. Der „Ochsenweg“, der bis in die Wikingerzeit zurück reichende Heerweg von Holstein nach Jütland, führt durch Schuby, Skovby = Waldort. Reste des Waldes sind östlich des Fundplatzes noch vorhanden, auf der Wasserscheide zwischen Nord- und Ostsee, die dort die Landschaft Angeln von der zur Wikingerzeit kaum besiedelten Schleswiger Geest trennt. Der Ort befand sich damit am Westrand des Siedlungsgebietes Haithabu-Schleswig, und bis in die Neuzeit gehörte Schuby zum Kirchspiel Sankt Michael in Schleswig.

Der keineswegs vollständig ergrabene Fundplatz liegt östlich des heutigen Dorfes Schuby an der Eisenbahnstrecke Hamburg-Flensburg. Ein Bauer hatte beim Pflügen Siedlungsspuren entdeckt und gemeldet. Das Archäologische Landesamt Schleswig-Holstein untersuchte daher von 1982 bis 1988 eine Fläche von rund drei Hektar. Die Leitung oblag Hans Joachim Kühn, der 1986 einen ersten Bericht vorlegte. Die ausführliche Bearbeitung unternahm Uta Meier; das hier zu rezensierende Werk ist die Druckfassung ihrer Kieler Dissertation von 2004. Spätere Literatur ist nicht berücksichtigt.

Erst im 9. und 10. Jahrhundert wird eine stärkere Besiedlung des ländlichen Raumes zwischen Schlei und Flensburger Förde sichtbar. In diesem Zusammenhang mag die Siedlung bei Schuby gegründet worden sein, die jüngsten Befunde gehören in das frühe 14. Jahrhundert. Der Platz war schon in vorgeschichtlicher Zeit genutzt worden, so im Neolithikum, der Bronzezeit und der Eisenzeit. Die weitaus meisten Funde, rund 7500 bestimmbare Scherben, gehören jedoch der Wikingerzeit und dem Mittelalter an. Von diesen wiederum stammen fast 4000 Fragmente aus Grubenhäusern, 350 hingegen aus Pfostenlöchern von Langhäusern. Mehr als 3000 Scherben fanden sich abseits dieser beiden Befundgruppen, die ausführlich diskutiert werden.

Die 21 Grubenhäuser gehören nach Aussage der Keramik durchweg in die Wikingerzeit; in Schuby wie auch andernorts in Nordeuropa wurden nach dem 11. Jahrhundert offenbar keine Grubenhäuser mehr gebaut. Schwieriger gestaltet sich die zeitliche Einordnung der elf Langhäuser, die sich nur auf wenige aus Pfostenlöchern geborgene Scherben gründet. Grauware in ihrer spätestens seit 1200 üblichen Ausprägung dominiert in zwei Bauten, in weiteren ist sie mit ansehnlichen Anteilen vertreten. Nur in Langhaus XII ist ihr Vorkommen minimal, in Langhaus II fehlt sie ganz. Dies rechtfertigt trotz knapper Materialgrundlage eine zeitliche Differenzierung der Langhäuser. Hierbei zeichnet sich eine Entwicklung von einschiffigen Häusern ohne Anbauten zu solchen mit Anbauten ab, wie sie auch sonst in Dänemark und Nordwestdeutschland beobachtet wurde.

Mangelnde Holzerhaltung erschwert eine exakte Bestimmung der Bauweise. Die Langhäuser sind einschiffig und nur an den rundlichen Pfostengruben zu erkennen. Der Laufhorizont blieb nicht

erhalten. Die Häuser in der Stadt Schleswig aus den letzten Jahrzehnten des 11. Jahrhunderts sind deutlich kleiner als in Schuby. Bessere Parallelen gibt es in Kosel-West, einer anderen Siedlung nahe der Schlei.

Bei den Grubenhäusern ist die Situation günstiger. In Schuby zeigen die Hausgruben eine ausgeprägte Rechteckform, und in der Regel zeichnen sich die Wandgräben deutlich ab. Eck- und Giebelbohlen, als Pfosten bezeichnet, reichen mitunter weiter hinunter als die übrigen Wandbohlen. Die zeichnerische Rekonstruktion eines Grubenhauses (S. 23) bezieht sich, wenn wir einen vorab veröffentlichten Aufsatz der Autorin richtig verstehen, auf Befund 400 (U. MEIER, Das Grubenhaus 400 der frühmittelalterlichen Siedlung Schuby, LA 226 [Kr. Schleswig-Flensburg]. Arch. in Schleswig / Ark. i Slesvig 8, 2002, 129–135). Dort heißt es auch, dass verkohlte Reste der senkrechten Wandbohlen nicht auf einem Schwellbalken ruhten, sondern ohne Unterlage im Wandgraben standen. Warum finden sich derart eindeutige Worte nicht in der Hauptpublikation? Die übrigen 20 Grubenhäuser waren wohl ähnlich gebaut, eine Bauweise ohne Schwellbalken wird nur analog zu Grubenhaus 400 vermutet. Meier weist nach, dass Grubenhäuser mit Bohlenwänden im Gebiet um Haithabu und vor allem im nordelbischen Sachsen und im Elb-Weser-Dreieck häufig vorkommen, während weiter im Norden diese Bauweise keine so starke Rezeption fand; dort überwiegen andersartige Grubenhäuser. Inspirierend war, wie die Autorin betont, die mittlerweile ebenfalls publizierte Dissertation von Astrid Tummuscheit über die Baubefunde von Groß Strömkendorf, in der wiederum Schuby als wichtiger Vergleichspunkt dient (A. TUMMUSCHEIT, Die Baubefunde des frühmittelalterlichen Seehandelsplatzes von Groß Strömkendorf, Lkr. Nordwestmecklenburg. Forsch. Groß Strömkendorf 4 [Wiesbaden 2011]).

Die Keramik, 7500 nach Warenart einzuordnende Fragmente, darunter gut 500 Randscherben, verteilt sich ungleichmäßig über die Jahrhunderte: Die Wikingerzeit ist dank der Grubenhäuser relativ gut repräsentiert, aber die nachfolgende Zeit mit ihrer rein ebenerdigen Bauweise ist, so dürfen wir vermuten, mit ihrem Fundgut vor allem in der heutigen Ackerkrume vertreten, die abgeschoben und nicht durchsucht wurde. Zu den in der Wikingerzeit vorherrschenden Ei- und vor allem Kugeltöpfen gesellen sich, stärker als in Haithabu, aber nicht so sehr wie in Kosel-West, die jütländischen Kämpfe. Hinzu kommt in der an der Schlei üblichen Menge slawische Keramik der Typen Menkendorf, Groß Raden und Warder, wobei die Autorin mit Recht annimmt, dass diese Ware am Ort nur bis in das 11. Jahrhundert reicht.

Hinweise auf Eisenverarbeitung gibt es: 730 Kilogramm Schlacke gegenüber 80 Kilogramm Keramik! Die Schlacke stammt überdies größtenteils aus Öfen und Ausheizherden. Für drei Anlagen am Nordrand der Siedlung liegen – im Katalog nicht erwähnte – Radiokarbondaten vor: einmal Wikingerzeit, zweimal ältere Kaiserzeit. Über Keramik oder Kleinfunde lässt sich die Zahl datierbarer Rennfeueröfen und Ausheizherde kaum steigern, so dass wikingerzeitliche bis mittelalterliche Eisengewinnung wohl belegt, nicht aber quantifiziert werden kann.

Fotos der Befunde fehlen. Man vermisst sie besonders bei den Grubenhäusern, von denen als Planzeichnung jeweils die untersten aussagekräftigen Elemente dargestellt sind. Die Störung von Grubenhaus 400 durch Langhaus X ist zwar durch die Keramikauswertung erwiesen, bei der Grabung aber wohl nicht dokumentiert worden. Die zum Verständnis des Kataloges zwingend nötige Planbeilage leidet an einem unglücklich ausgerichteten Koordinatensystem. Zu vertreten hat die Autorin dies nicht.

Manche Fragen lassen sich nur durch emsige Durcharbeit des Befundkataloges beantworten: Wo liegen die Feuerstellen, wo die Rennfeueröfen und Ausheizherde, gibt es Pfostenlöcher, die keinen Hausgrundrissen zugeordnet sind? Welche Bereiche sind am stärksten durch spätere Bodeneingriffe beschädigt? Das spärliche Fundgut aus den kleineren Befunden steht, so darf man vermuten, einer

zuverlässigen Periodisierung entgegen. Selbst erarbeiten muss man sich auch die Fundverteilung. Wo fanden sich jütländische Kämpfe, wo stieß man auf slawische Keramik? Wo gibt es große Gefäßreste oder große Mühlsteinfragmente, bei denen mit Umlagerung nicht zu rechnen ist? Wo konzentrieren sich Scherben der vorrömischen Eisenzeit?

Die Liste ließe sich fortsetzen. Herausfinden kann man, dass die beiden wichtigsten Keramiksorten, frühe und späte Grauware, in ihrer Verbreitung keineswegs kongruent sind, vielmehr eine Verschiebung nach Nordosten stattgefunden hat. Die Siedlung der Spätzeit schließt somit überhaupt nicht an das heutige Dorf Schuby an. War der Fundplatz überhaupt kontinuierlich besiedelt? Meier lehnt einen Hiatus ab, ohne die Gründe zu erläutern. Dem Leser wird jedoch auffallen, dass spät-slawische Tonware (Ostseeware) in der von Hartwig Lüdtke umrissenen Schleswiger Machart in Schuby ebenso fehlt wie die zeitgenössischen Importwaren Paffrath und Andenne. Nur ein Fehler der kleinen Zahl? Wird es vielleicht gelingen, innerhalb der frühen Grauware mit ihren langlebigen Randformen weitere Hinweise auf einen Hiatus zu finden?

Auch sonst vermeidet es Uta Meier, sich auf unlösbare oder nur spekulativ zu beantwortende Fragen einzulassen. Der Leser empfindet die klare Linie des Buches als wohltuend, spürt aber zum Schluss die offenen Fragen. Meiers Arbeit bietet sich als Ausgangspunkt für weitere Forschungen an, sei es am Schreibtisch oder vor Ort.

Kannte man vor einem halben Jahrhundert an der Schleswiger Landenge noch keine einzige ländliche Siedlung der Wikingerzeit im Detail, so bieten mittlerweile die großflächigen Grabungen in Elisenhof, Kosel-West und Schuby sowie die noch nicht ausführlich publizierten Plätze Kosel-Ost und Füsing den nötigen Kontrast zu Haithabu und Schleswig. Die späte Auffassung, erst nach 1300, gibt dem Fundort Schuby zusätzliches Gewicht.

D-23556 Lübeck
Neuengammer Straße 3
E-Mail: kempke-kiel@t-online.de

Torsten Kempke

Untersuchungen an Skelettresten von Tieren aus dem Hafen von Haithabu. Mit Beiträgen von DIRK HEINRICH, HEIDEMARIE HÜSTER PLOGMANN, ULRICH SCHMÖLCKE, KIRSTEN JOHANNA HÜSER. Neue Ausgrabungen in Haithabu Bericht 35. Wachholtz Verlag, Neumünster 2006. € 49,-. ISBN 3-529-01935-6. 248 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Karten und Tabellen.

Der 35. Bericht über die Ausgrabungen in Haithabu beinhaltet vier Beiträge, die sich mit dem Tierknochenmaterial aus dem Hafengebiet der Siedlung (Ausgrabung 1979 / 1980) befassen. Diese werden ergänzt durch eine Serie von Kartierungen zum Geweihmaterial aus diesem Areal in einem eigenen Beitrag.

Der erste Beitrag von Dirk Heinrich stellt das zoologische Fundmaterial in seiner Gesamtheit vor. Von der 1900 m² großen Grabungsfläche liegen insgesamt knapp 420 000 Tierknochen vor. Dazu kommen Kollektionen aus Schlammproben in drei Planquadraten. Wegen der sehr großen Fundmengen war es notwendig, Strategien für die detaillierte Analyse zu entwickeln, die zum einen der Arbeitsökonomie und zum anderen dem maximalen Informationsgewinn Rechnung trugen. So sind die Funde der häufigen Wirtschaftsthiere (Rind, Schwein, Schaf, Ziege) nur aus bestimmten Planquadraten (Planquadratkreuz) in allen relevanten Merkmalen ausgewertet worden.

Der zweite Beitrag von Heidemarie Hüster Plogmann präsentiert die Ergebnisse der zoologischen Untersuchungen an den Skelettresten der Säugetiere und Vögel. Die Analyse des knapp 100 000 Reste